



Wem gehören die Bronzen von Benin?

Die ersten europäischen Museen haben damit begonnen, Kunstwerke zu restituieren, die zur Kolonialzeit aus dem heutigen Nigeria geraubt wurden. Doch wer genau bekommt die kostbaren Objekte nun? Eine Recherche von Zürich bis Lagos.

Von Benedikt Herber, Das Magazin, 18.08.2023

Der Prinz von Benin war geladen, um Raubkunst zu identifizieren, und so reiste er diesen Januar mit Bus und Bahn durch die Schweiz, nach Basel, Zürich und St.Gallen. Nie zuvor hatte der Kunsthistoriker das Land besucht, ein Visum ist unter normalen Umständen fast unerreichbar. Die Schweiz machte Eindruck auf den Prinzen: Es gefiel ihm, durch den Schnee zu stapfen, vom Zugfenster aus die Berge zu sehen und dass es zu jeder Mahlzeit einen Korb mit Brot gab. In Zürich in der Badenerstrasse entdeckte er ein Restaurant, benannt nach seiner Urahnin, Königsmutter Idia, westafrikanische Küche. Er ass Erdnussuppe mit Fisch, und nachdem er die Inhaber darüber aufgeklärt hatte, dass er ein Prinz von Benin ist, ein Nachfahre der Idia also, da erzählte er bei nigerianischem Bier bis spätnachts aus seinem Leben.

Der Höhepunkt für den Prinzen aber war der Besuch im Zürcher Museum Rietberg. Als er erstmals die Kunst seiner Vorfahren in den Händen hielt. Es war jene Kunst, welche die Kolonialisten vor 126 Jahren aus dem Palast seines Urgrossvaters geraubt hatten, dem Oba Ovonramwen, König von Benin: aus Messing gegossene Köpfe seiner Ahnen, Skulpturen wilder Tiere oder Relieftafeln, auf denen historische Ereignisse abgebildet sind. In diesem Moment, sagt der Prinz, habe er sich alt gefühlt. Sehr alt. Dann schweigt er.

Der Prinz heisst Patrick Oronsaye, er ist Mitte sechzig und sitzt mir gegenüber am Rande von Benin City, Nigeria, im Büro des Waisenhauses, das seine Mutter einst



gegründet hat. Auf dem Laptop klickt er durch die Fotos seiner Schweizreise, Betriebssystem Windows 7. Den wackligen Schreibtisch hat Western Union gespendet, am Fensterrahmen blättert der Putz, aus dem Innenhof dringt Kinderlärm.

Der Prinz erzählt, einer seiner Jungs aus dem Waisenhaus habe einmal gesagt, mit den Benin-Bronzen, die Deutschland und womöglich auch die Schweiz nun zurückgeben werden, kehre die Geschichte zurück. Das stimme. Es sei, als wären es seine Vorfahren selbst, die nach Hause kommen.

Nach Hause – für den Prinzen heisst das: in die Hände seines Neffen, des Oba Ewuare II. Der aus seiner Sicht einzig rechtmässige Besitzer.

Die Strafexpedition

Die Geschichte Benins endete im Jahr 1897. Damals schickten die Briten Soldaten in das Königreich, das im Süden des heutigen Nigerias lag und nicht mit dem gleichnamigen Nachbarland zu verwechseln ist, dem ehemaligen Dahomey, das später nach der Bucht von Benin benannt wurde. In einer sogenannten Strafexpedition wollten die Briten den Tod eines Kolonialbeamten rächen. Als die Soldaten durch den Dschungel gestreift waren und Benin erreichten, brannten sie den Königspalast nieder, schickten den Oba, den König, ins Exil und plünderten: neben Tonnen von Elfenbein bis zu 5000 Skulpturen, von deren Existenz die Soldaten zuvor nichts geahnt hatten und die später – obwohl mehrheitlich aus Messing gegossen – als «Benin-Bronzen» in die Geschichte eingehen sollten. Sie sind so detailreich und raffiniert gearbeitet, dass Kunsthistoriker sie heute mit Werken der italienischen Renaissance vergleichen. Auf Auktionen erzielen sie Millionen.

Damals aber, zur Jahrhundertwende, als die Bronzen den europäischen Kunstmarkt fluteten, wurden sie von deutschen Museumsdirektoren und Schweizer Händlern für wenige Pfund gekauft und landeten dann in etlichen ethnologischen Sammlungen. Dort standen die allermeisten jahrzehntelang, allen Rückgabeforderungen der nigerianischen Regierung seit den Siebzigerjahren zum



Trotz. Erst heute, befördert durch die Postcolonial Studies an den Universitäten, aber auch die «Black Lives Matter»-Bewegung, könnte sich daran etwas ändern.

Denn seitdem spricht die westliche Welt über ihre Kolonialschuld – und auch die Schweiz, die selbst keine Kolonien hatte, stellt sich Fragen. Denn selbst wenn man die Kunst rechtmässig erworben hat, so wurde sie doch zuvor in den meisten Fällen geraubt. Und ist man bei Hehlerware nicht verpflichtet, sie den Bestohlenen zurückzugeben?

In diesem Sinne entschied im Juli 2022 die Bundesregierung Deutschlands nach langen Verhandlungen: Alle Bronzen, die sich in deutschen Museen befinden – mehr als 1100 Objekte – sollen an Nigeria zurückgegeben werden. Und auch Schweizer Museen verkündeten, offen zu sein für die teilweise Restitution der insgesamt 96 Werke, die auf acht Museen im Land verteilt sind. Im Rahmen der Benin Initiative wurden auch nigerianische Experten zurate gezogen, um festzustellen, welche der Werke während der Strafexpedition geraubt worden waren. Darunter Patrick Oronsaye, der Prinz. Das Ergebnis: Bei 21 sei der Fall klar, bei 32 naheliegend, dass sie aus dem Raubgut stammen. Die 43 weiteren waren offenbar auf nicht gewaltsame Weise über den Kunstmarkt in die Schweiz gelangt. Nun müssen noch Städte, Stiftungen und Kantone der Rückgabe zustimmen.

Damit könnte die Geschichte der Benin-Bronzen ein versöhnliches Ende nehmen. Denn die Rückgabe der Bronzen wäre zwar keine Wiedergutmachung für das Leid. Aber es wäre zumindest ein Eingeständnis der Schuld. Ein symbolischer Sieg der Gerechtigkeit. Nur gibt es offene Fragen, vor allem diese eine: An wen genau gibt man die Bronzen zurück?

Schuldfragen

An der Bürodecke im Waisenhaus rotiert der Ventilator. Und auch der Prinz wirbelt mit seinen Armen, als er über die ruhmreiche Geschichte des Königreichs Benin spricht. Er ist ein geborener Erzähler: Mal senkt er die Stimme und flüstert, als



wollte er andeuten, dass man nun genau hinhören müsse, um die Feinheiten seiner Worte zu erfassen. Er erzählt dann davon, wie das Königreich Benin in der Blüte seiner Macht über Jahrhunderte hinweg gleichberechtigt mit den Europäern Handel führte, erst mit den Portugiesen, dann mit den Niederländern, mit den Franzosen, mit den Briten. Dann zieht der Prinz das Tempo an, wird lauter und lauter, je näher er dem Unglück kommt, jener Strafexpedition vor 126 Jahren.

Er erzählt, wie ein Kolonialbeamter – ein Mann namens James Robert Phillips – plante, den Oba zu putschen, um sich unbeschränkten Zugriff auf das Palmöl Benins zu sichern; wie Phillips und sein Gefolge von Chiefs des Königs ermordet wurden; wie daraufhin die Raketen vom Himmel fielen, die Briten dem Oba schwere Ketten an die Handgelenke schraubten. Besonders laut wird der Prinz aber, als er über den Vorwurf des Sklavenhandels spricht, den afroamerikanische Aktivisten kürzlich gegen das Königreich erhoben, indem sie es als Kollaborateur und Profiteur der Kolonialisten angeprangert haben. Diese Anschuldigungen seien falsch, und dann brüllt er fast: «Diese Leute sollten ihre Geschichtsbücher lesen.»

Zu «diesen Leuten» gehören die Aktivistinnen und Juristen der US-amerikanischen Restitution Study Group. Diese fordert, die Rückgabe der Benin-Bronzen zu stoppen – zumindest jener, die ab dem 15. Jahrhundert hergestellt wurden. Denn von da an habe das Königshaus Benin Menschen, die nach Überfällen auf Nachbarstaaten versklavt worden seien, nach Europa verkauft. Dafür habe es sogenannte Manillen erhalten, Armreife aus Messing, die als Tauschwährung fungierten. Diese wiederum seien eingeschmolzen worden, um die Benin-Bronzen herzustellen.

Und so könnte die Opfergeschichte gleichzeitig auch eine Tätergeschichte sein: Das Blut, das an den Bronzen klebt, haben womöglich nicht nur die britischen Kolonialisten verschuldet, sondern auch die Eliten Benins.

Doch das ist nicht alles: Ende Februar schrieb die Schweizer Ethnologin Brigitta Hauser-Schäublin in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», ein Grossteil der Bronzen, die sich bereits vor der Rückgabe im National Museum der nigerianischen



Metropole Lagos befunden hatten, seien von Kunstdieben gestohlen worden – das schliesst sie aus den lückenhaften Beständen im Onlinekatalog des Museums. Wie Äusserungen der Museumsleitung aus den Achtzigern vermuten lassen, sollte es eigentlich die drittgrösste Benin-Sammlung der Welt bewahren, 400 bis 500 Objekte. Heute befänden sich dort aber nur 80 Bronzen.

Sollen Schweizer Museen unter diesen Voraussetzungen die Bronzen zurückgeben – an einen mutmasslichen Täterort, an dem die Kunstwerke, die hierzulande sorgsam aufbewahrt und präsentiert wurden, zu leichter Beute für Diebe werden?

Ein Sanatorium für die Kunst

Fährt man in der Megacity Lagos mit ihren sechzehn Millionen Einwohnern einen der vielspurigen Boulevards der Reichtviertel entlang, vorbei an Palmen und Hochhäusern mit Luxusappartements, taucht irgendwann das Monstrum eines Shoppingcenters mit neoklassizistischer Säulenfront am Strassenrand auf. Fast übersieht man den in die Jahre gekommenen Betonbau daneben: das National Museum. Nachdem wir unter einem Mangobaum geparkt und den Eintrittspreis von 1000 Naira (knapp einem Franken) bezahlt haben, begrüßen uns im Innenhof blühende Hecken. Doch drinnen hängen nackte Glühbirnen von der Decke, einige Kunstwerke stehen im völligen Dunkel. Um die Sicherheit scheint es nicht besser bestellt zu sein als um die Beleuchtung: Lediglich Plexiglasscheiben schützen vor Diebstahl, eine Alarmanlage gibt es nicht, Kameras kaum.

Aus dem Zustand des Museums kann man jedoch nicht auf die Sinnhaftigkeit der Rückgabe schliessen. Zwar sind immer wieder einmal Werke aus Lagos auf dem europäischen Kunstmarkt aufgetaucht, einmal wurden sogar Sicherheitskräfte des Museums als Diebe überführt; das Argument, die restituierten Bronzen würden zur Plünderung in Lagos freigegeben, ist trotzdem falsch. Denn die Bronzen kommen gar



nicht ins Nationalmuseum nach Lagos, sondern dorthin, von wo die Briten sie einst geklaut haben. Doch auch dieser Ort birgt seine Probleme.

Benin City liegt eine Flugstunde von Lagos entfernt, umschlungen von etlichen Hektaren Regenwald. Zweieinhalb Millionen Menschen leben hier im Süden Nigerias, weitestgehend verschont vom Terror der Islamistengruppen und Milizen, der weite Teile des Landes erschüttert. Die meisten Einwohner gehören dem Volksstamm der Edo an. Die Edo sind eine von insgesamt etwa 250 ethnischen Gruppen in Nigeria, die erst durch den Kolonialismus zu einem Nationalstaat vereint wurden. Die meisten dieser Gruppen besitzen ihre eigene Sprache und ihr eigenes Oberhaupt. Im Falle der Edo ist es der Oba von Benin.

Das Zentrum von Benin City bildet ein Kreisverkehr mit einem riesigen Reklameschild. Rundherum drängen verbeulte Limousinen, feilschen Mütter mit Kind auf dem Arm um ein Bündel Bananen, balancieren Strassenverkäufer Wasserflaschen oder Tablettts mit Pouletschenkeln auf ihren Köpfen. Eine Strasse weiter: die dicken Betonmauern des Königspalastes, der 1914 wieder aufgebaut wurde, als die Briten mit Eweka II. erstmals wieder einen – jedoch völlig entmachteten – Oba zuliessen. Von dort aus sind es nur wenige Fussminuten Weg zu dem Ort, der bis vor kurzem als Europas Hoffnung für die Zukunft der Benin-Bronzen galt und alle Kritiker zum Schweigen bringen sollte: die Baustelle des

Edo Museum of West African Art, kurz EMOWAA.

Privat finanziert, geführt von einem erfahrenen Kuratorenteam und erbaut von dem britisch-ghanaischen Stararchitekten David Adjaye, soll es zu einem kulturellen Leuchtturm Westafrikas werden. Das Gesicht des Projekts ist Phillip Ihenacho. Der 57-Jährige ist Geschäftsführer des EMOWAA Trust, der Stiftung hinter dem geplanten Museum, finanziert von internationalen Grossstiftungen wie der Ford Foundation oder der Open Society Foundation von George Soros. Vor kurzem habe hier, auf dem Gelände der Baustelle, noch ein Spital gestanden, sagt Ihenacho. Nach Baubeginn sei es provisorisch ein paar Strassen weitergezogen. Aus seiner Sicht ist der Abriss kein



Verlust: «Es war ein Desaster. Da wolltest du nicht hinkommen, wenn du krank warst.»

Der Zustand des einstigen Spitals stehe sinnbildlich für die Gesamtsituation seines Landes, sagt Ihenacho: «Früher sind wir mit der Hoffnung aufgewachsen, dass die Dinge besser werden.» Er selbst lebte als Kind einer britischen Mutter und eines nigerianischen Vaters in Lagos. Zum Studieren ging er in die USA, nach Yale und Harvard, kam nach einer Zwischenstation bei McKinsey aber zurück nach Nigeria, um in der afrikanischen Finanzbranche Karriere zu machen. Heute pendelt er zwischen London, Lagos und Benin City. Er sei wiedergekommen, um sein Land voranzubringen, sagt er. Denn Korruption und Misswirtschaft hätten dazu geführt, dass vieles viel schlechter funktioniere als früher. Die öffentliche Verwaltung, die Infrastruktur, das Gesundheits- oder das Bildungswesen – alles sei marode.

Der Benin-Effekt

Wenn Ihenacho von seinen Museumsplänen erzählt, dann klingt er ähnlich leidenschaftlich wie Patrick Oronsaye, der Prinz – nur dass er lieber die Zukunft ausmalt als die Vergangenheit. Das EMOWAA soll mehr sein als ein Museum: In einem Pavillon sollen Kunstwerke zukünftig gelagert und wissenschaftlich untersucht werden, ein Kreativquartier wird dereinst Künstlerinnen und Künstler aus der ganzen Welt beherbergen und ein künstlich angelegter Dschungel Entspannung vom hektischen Stadtleben bieten. Das Museum selbst orientiert sich an der traditionellen Architektur Benins: Gebaut aus Lehm, wird das Gebäude mit etwas Abstand aussehen wie zu Türmchen geschichtete Korkpaletten.

Die Idee des EMOWAA: Kunst von der gesamten afrikanischen Westküste gesammelt auszustellen. Das Highlight wären die Benin-Bronzen gewesen. Das jedenfalls behaupteten schon bald Medien weltweit. Es klang auch so gut: ein hochmoderner Bau, erdacht von zwei Kosmopoliten, unter deren Aufsicht man sich über die Sicherheit der Objekte keine Sorgen machen musste. Vor allem aber wären



die Bronzen in der Obhut eines transparent agierenden Trägers gewesen und nicht in der des Königshauses von Benin, das im Verdacht steht, sich am Sklavenhandel der Europäer bereichert zu haben.

Es klang zu gut.

Am 11. Mai 2021 veröffentlichte eine nigerianische Zeitung ein Statement des königlichen Hofes von Benin: Der Oba sei der einzig legitime Eigentümer der königlichen Kunst, da die Bronzen aus seinem Palast geraubt worden seien. Jeder, der das anders sehe, sei ein Feind und arbeite gegen die Interessen des Königreichs.

Im März dieses Jahres folgte die Ankündigung des scheidenden nigerianischen Präsidenten Muhammadu Buhari: Die restituierten Bronzen gehen zurück an den Oba von Benin, in seinen Privatbesitz. Der plant mittlerweile ein eigenes, royales Museum. Eine Baustelle existiert, gebaut wird noch nicht. Denkbar, dass die Bronzen im Königspalast landen, abgeschirmt von der Öffentlichkeit.

Auf mehrmalige Interviewanfragen reagierte der Oba nicht – dafür sein Onkel, Prinz Oronsaye. Als Mitglied der royalen Familie fungiert er als Sicherheitschef des Oba und hat einen direkten Draht zu ihm. Was er über das EMOWAA-Projekt denkt? «Es gibt nur ein Wort dafür: Ignoranz», antwortet er. Und redet sich wieder in Rage: Da komme ein Mann von der anderen Seite des Flusses – er meint Ihenacho, der aus dem Norden Nigerias stammt – und bringe einen Ghanaer mit – den Architekten David Adjaye –, der ihnen zeigen wolle, wie man hier zu bauen habe. Der Prinz ist sichtlich empört. «Unser architektonisches Wissen geht tausend Jahre zurück!»

Ihenacho wusste, dass seine Stiftung von der Kooperationsbereitschaft von Staat und König abhängig war. Aber seit er 2019 vom Gouverneur von Edo in die Benin Dialogue Group geholt wurde, in der Kuratoren westlicher Museen mit nigerianischen Vertretern über die Rückgabe verhandeln, sei ihm klar geworden, dass es dem Staat hinten und vorne an Geld fehle, um sich anständig um seine Werke kümmern zu können – nicht nur um zukünftig zurückgegebene, auch um die, die schon hier seien. Um dem unterfinanzierten Staat unter die Arme zu greifen, habe er die Stiftung



gegründet. Es sei aber von Anfang an um Kunst im Allgemeinen gegangen, nicht allein um die Benin-Bronzen.

Unterhält man sich mit Ihenacho, merkt man, dass er auf Benin City blickt wie auf einen Freund, der etwas aus sich machen könnte, würde er sich mal neue Kleider kaufen und den Bart abrasieren. Da sind verstopfte Strassen und heruntergekommene Hotels, aber auch eine Stadtmauer, die mit 16'000 Kilometern einmal die längste der Welt war, länger als die Chinesische Mauer, und von der nur noch ein mit Gestrüpp überwucherter Graben übrig ist. Ihenacho sieht, wenn er auf Benin City blickt, eine lebendige Künstlerszene, die das Erbe der Benin-Bronzen weiterlebt und weiterentwickelt. Kurz: Ihenacho, der McKinsey-Mann, sieht Potenzial.

Die Benin-Bronzen sind für ihn der Katalysator, dieses Potenzial endlich zu nutzen: Sie sollen Touristen in die Stadt holen, Jobs schaffen, so wie es in der baskischen Stadt Bilbao mit dem Guggenheim-Museum geschah.

Ihenacho sagt, für den Westen ende die Geschichte mit der Rückgabe der Bronzen. Dann könnten die Verantwortlichen sagen: «Schaut her, was für gütige Menschen wir sind» – und nebenbei noch Lagerungskosten sparen. «Für uns aber beginnt die Geschichte erst jetzt. Wir müssen uns fragen: Wie können wir das Maximum aus den Bronzen herausholen?»

Die Duplikate der Igun Street

Diese Frage wird zukünftig allein der König beantworten dürfen – und das, obwohl die restituierten Bronzen explizit an den nigerianischen Staat übergeben wurden. Natürlich muss das nicht bedeuten, dass sich der Oba an den Bronzen bereichern will; es ist durchaus möglich, dass er nur das Wohl der Bürger im Blick hat. Und trotzdem: Sollte das kollektive Erbe einer Hochkultur nicht der nigerianischen Allgemeinheit gehören so wie die Kunstwerke, Schlösser und Parks in vielen europäischen Ländern? Dann könnte die nigerianische Regierung selbst entscheiden, mit wem sie kooperiert, um das Gemeinwohl zu mehren.



Aber dürfen europäische Länder, die nigerianisches Raubgut in ihren öffentlichen Sammlungen haben, die Restitution überhaupt an solche Fragen knüpfen? Darf es eine Rolle spielen, was der nigerianische Staat mit den Kunstwerken macht? Michaela Oberhofer, Kuratorin der Afrika-Abteilung des Museums Rietberg in Zürich, warnt vor Bevormundung – auch wenn es um die Art und Weise geht, wie die Werke zukünftig ausgestellt werden.

«Es existieren Formen des Konservierens, die von unserer eurozentrischen Sicht abweichen», sagt sie. Die meisten Museen in Afrika seien aus dem Kolonialismus hervorgegangen. Ein Land wie Nigeria benötige deshalb die Freiheit, neue Konzepte auszuprobieren. Eigene Konzepte. Denkbar wären Museen, bei denen Objekte etwa mit spirituellem Hintergrund hin und wieder aus den Ausstellungsräumen geholt würden, um sie bei Ritualen zu nutzen. Bei der Suche nach Antworten wolle das Rietberg Museum unterstützend mitwirken. Bedingungen stellen werde man allerdings mit Sicherheit nicht.

Es gibt jedoch neben den Fragen der Sicherheit, des Eigentümers und des rechten Aufbewahrungsorts noch ein ganz anderes Argument, das für die Restitution der Bronzen nach Benin City spricht. Es ist die Informations- und Deutungshoheit über die eigene Geschichte. Denn mit den Bronzen ging Benin nicht nur eine riesige Zahl wertvoller Kunstwerke verloren, sondern auch ein, vielleicht das zentrale Zeugnis seiner Vergangenheit. Entsprechend eindeutig ist auch das Bild, das sich ergibt, wenn wir mit Künstlern, Historikern oder Taxifahrern in Benin City sprechen. Egal mit wem wir reden, fast immer heisst es: Keine Frage, die Bronzen gehören dem Oba!

Um zu verstehen, welche Bedeutung die Bronzen für das kulturelle Gedächtnis an diesem Ort haben, reisen wir in die Vergangenheit des Königreichs. Von der EMOWAA-Baustelle fahren wir über die kerzengerade Hauptstrasse, die einst die Portugiesen errichtet haben sollen, bis schliesslich ein Torbogen auftaucht: «Gilde von Benin: Bronzegiesser – Weltkulturerbe», steht dort in dicken Lettern geschrieben. Die Igun Street.



Hinter dem Bogen reihen sich Wellblechverschlage aneinander, in denen Künstler über offenem Feuer Messing erhitzen und auf eine jahrhundertealte Familientradition zurückblicken. Die Mannlichkeitsform «Künstler» ist hier nicht generisch gemeint: Frauen sind aus der Giesser-Gilde der Igun Street ausgeschlossen.

Die Nahе der Igun Street zum Königspalast ist kein Zufall. Man kann die Strasse vielleicht mit den königlichen Manufakturen in Europa vergleichen: Die Giesser arbeiteten ausschliesslich für den König. Ihr Daseinszweck war es seit jeher, Kunst für den Palast zu schaffen. Denn auch das ist Teil der Wahrheit: Ohne den König gäbe es die Benin-Bronzen gar nicht.

«Setzt euch und wartet», sagt der Junge im «Original Gangster»-T-Shirt und deutet auf die beiden Plastikstuhle auf der Veranda. Der Chief, das lebende Gedächtnis der Igun Street, komme gleich. Hupende Autos brettern die Igun Street hinunter, nach fünf Minuten öffnet ein Mann Mitte sechzig in grauem Kaftan die Tür des Wohnhauses und geht in gravitatischer Langsamkeit auf die Gäste zu. Der Junge verbeugt sich. «Ich zeige euch etwas», sagt der Mann, dessen Name vielleicht K. O. Inneh lautet, aber von allen als Zeichen der Verehrung nur «Chief» genannt wird.

Er sperrt eine Plexiglastur zu einem Verschlag auf, der mit «The Gallery» uberschieden ist. Drinnen ein Holzregal, mit Bleistift nummeriert, 15, 16, 17. Auf dem Regal stehen Bronzen, etliche Bronzen – filigrane Relieftafeln mit Flotenspielern, Köpfen, Hühnern. Man glaubt, man habe sie schon mal irgendwo gesehen, auf Abbildungen in Büchern und Zeitungsartikeln. Hergestellt von seinen Vorvatern, sagt der Chief, viele seien mehrere Hundert Jahre alt. Denn damals hätten sie die Bronzen in doppelter Ausführung gegossen: einmal für den Palast, einmal für sich selbst.

Mehrere Jahrhunderte Familiengeschichte, Duplikate der verlorenen Raubkunst, dicht gedrängt auf wenigen Quadratmetern. Wenn es stimmt, was der Mann behauptet, müssen sie Hunderttausende, wenn nicht Millionen wert sein. Doch verkaufen wollte der Chief sie nie.



Er sagt, es gebe zwei Gruppen von Kunstwerken. Zum einen jene mit religiöser Bedeutung. Solche stehen bei ihm in einem Schrein: Bronzeköpfe oder Rasselstäbe, einer für jeden verstorbenen Ahnen. Sie machen die Minderheit der Objekte aus. Viel häufiger sind jene, die historische Ereignisse dokumentieren. Auf Relieftafeln sind Kriege gegen Nachbarstämme abgebildet oder Beziehungsgeflechte am Hof. Und bei den Skulpturen von Männern mit Musketen und spitzen Helmen handelt es sich um Portugiesen – die ersten Europäer in Benin.

Es sind die Geschichtsbücher einer Zeit, als in Benin noch keine geschriebene Schrift existierte. «Mit den Bronzen hat man uns unsere Geschichte gestohlen», sagt der Chief. Und was sei das, ein Volk ohne Geschichte?

Das Ende der Geschichte?

An einem anderen Ort in Benin City, eine halbe Autostunde von der Igun Street entfernt, versucht eine kleine Gruppe seit Jahrzehnten, diese Geschichte wiederzubeleben. Um dorthin zu gelangen, lassen wir den Trubel der Märkte hinter uns, auf denen unter Sonnenschirmen Ziegen, Hühner und SIM-Karten angeboten werden, fahren an etlichen Baptistenkirchen vorbei, um schliesslich gegenüber einer geschlossenen Textilfabrik das Institute of Benin Studies zu erreichen. Im Garten vor dem Institut, einem Betonbungalow, riecht es nach gemähtem Gras, und an den Mauern flitzen bunte Eidechsen entlang. Das Institut besteht aus zwei Räumen: Im einen sitzen ein paar Studenten und lesen in angegilbten Büchern; der andere beherbergt eine Bibliothek – circa 1250 Werke umfasst sie, hinter Drahtgittern geschützt.

Es ist die einzige Bibliothek, die sich mit der Geschichte des Königreichs Benin auseinandersetzt. Gegründet wurde das Institut von einem Marinennavigator, der in den 1990ern vom Oba beauftragt wurde, eine Erinnerungsfeier zum Gedenken an die Invasion zu planen – und dabei feststellte, dass es kaum Informationen darüber gab. Also begann er, jedes Buch zum Thema zu kaufen, das er nur finden konnte.



Mittlerweile wird das Institut von dem Historiker Godfrey Ekhatör geleitet, ein kräftiger Mann mit kräftiger Stimme, der sich für jede ihm gestellte Frage höflich bedankt. Er betätigt sich nebenbei im Digital Benin Project, in dem europäische und nigerianische Experten Bronzen-Sammlungen weltweit katalogisieren. Von jenem Projekt, bei dem zwischen den knapp 500 angeblich vorhanden und den 80 digital zugänglichen Objekten eine erhebliche Lücke klafft, leitete die Ethnologin Brigitta Hauser-Schäublin ab, die Werke seien systematisch aus dem Museum in Lagos gestohlen worden – ein Vorwurf, den Ekhatör für «zynisch» hält: Man habe aus Zeitmangel noch nicht alles digitalisieren können – was nicht heisse, dass die Werke verschwunden seien.

Ekhatör hat sich im Schatten eines grossen Avocadobaumes niedergelassen, das Gespräch dreht sich um die Studienergebnisse eines deutschen Biochemikers, der herausgefunden haben will, dass das Messing der Benin-Bronzen vom Rhein stamme. Die Portugiesen hätten es dann nach Benin gebracht – in Form von Manillen, also Messingringen, im Tausch gegen Sklaven. Ekhatör sagt, er habe lachen müssen, als er davon las: «Es ist ein fundamentaler Fehler anzunehmen, es habe vor den Portugiesen in Benin kein Messing gegeben.» Das Metall habe auch in Afrika existiert, und Benin, dieses mächtige Königreich, habe Handelsbeziehungen bis nach Ägypten gepflegt. Benin, so viel sei sicher, habe Europa nicht gebraucht für seine Bronzen. Nicht gebraucht, um Zivilisation zu entwickeln.

Nun kann es durchaus sein, dass die Menschen in Benin schon vor der Ankunft der Portugiesen Zugriff auf Messing hatten. Nur: Dass der Manillenhandel ab dem 15. Jahrhundert der Bronzekunst einen grossen, vielleicht den entscheidenden Schub gegeben hat, lässt sich kaum bestreiten. In der Digital-Benin-Datenbank jedenfalls finden sich für die Zeit davor gerade einmal zwei Objekte – von über 5000.

Dieses eher selektiv anmutende Geschichtsbild teilt Ekhatör mit Patrick Oronsaye, dem Prinzen. Hunderte Menschenopfer, von denen die Briten nach dem Einmarsch in Benin berichtet haben? Propaganda, antwortet Ekhatör. Wenn überhaupt, habe es Hinrichtungen von Verbrechern gegeben. Sklavenhandel? Unbedeutend,



antwortet der Prinz. Vielleicht 0,001 Prozent der europäischen beziehungsweise amerikanischen Sklaven seien aus Benin. Denn der Oba habe bereits 1516 den Sklavenhandel im ganzen Königreich abgeschafft, weil die Edo ihre Arbeitskräfte selbst benötigten. Und die Manillen, aus denen Bronzen gegossen wurden? Die habe Benin für Textilien erhalten, nicht für Sklaven.

Viele Fragen, so viel ist klar, werden sich wohl nie endgültig klären lassen. Denn sieht man von mündlichen Überlieferungen ab, stammen die Berichte dieser Zeit von Europäern, in Benin gab es keine Schrift. Die historischen Dokumente der Europäer wiederum sind verzerrt durch rassistische und koloniale Vorurteile, und es gibt wenig neue Forschung zu dem Thema. Aber: In Oronsayes Behauptung, der Oba habe den Sklavenhandel abgeschafft, steckt mit ziemlicher Sicherheit zumindest eine Teilwahrheit. Im gut recherchierten Übersichtsbuch «Benin and the Europeans» des Historikers Alan Frederick Charles Ryder etwa heisst es, 1516 habe der Oba den Handel nach Geschlechtern unterschieden, wobei Männer nur noch selten verkauft wurden. Dadurch verlagerte sich der Sklavenhandel auf andere westafrikanische Länder, etwa Ghana oder das heutige Benin. Ab dem 18. Jahrhundert habe er aber im Königreich wieder zugenommen.

Die Heilung

Seit klar ist, dass die Bronzen zurück nach Benin gehen, wird die verschüttete Geschichte Stück für Stück freigelegt. Ihenachos EMOWAA-Stiftung schickt Lehrer in Schulklassen, um die Schüler über die Vergangenheit aufzuklären. So beginnt allmählich eine Auseinandersetzung mit der Frage, wo man herkommt. Wer man eigentlich ist. Und wo man hinwill. Nicht jedem gefällt, was dabei herauskommt – aber immerhin: Es gibt eine Diskussion darüber, was war und was daraus folgt.

Für Ihenacho ist klar, wohin diese Diskussion führen muss: «Nicht nur in Benin, in ganz Westafrika ist nun der Zeitpunkt gekommen, sich einzugestehen: Ja, wir haben am Sklavenhandel mitgewirkt», sagt er. Nur so könne es eine Heilung geben zwischen



den Afrikanern hier und jenen in der Diaspora, den Nachfahren der Sklaven, die vor allem in den USA gegen die Restitution Stimmung machen. Die Benin-Bronzen haben das Potenzial, den Blick auf die eigene Vergangenheit zu schärfen – und damit auf die eigene Identität. Mit den historischen Bronzen, egal wo in Nigeria sie letztlich landen, kehrt kein totes Kulturgut zurück, sondern ein Konglomerat sehr aktueller Fragen. Die Begegnung mit jedem der Beteiligten hat gezeigt, dass mit der Rückgabe der Werke nicht nur materielle Gerechtigkeit hergestellt wird, sondern man dem Land auch die Chance restituiert, sich zu seinem Erbe zu verhalten und darauf aufzubauen. Natürlich ist darin das Risiko des Scheiterns inbegriffen. Aber kann man, was die Behandlung der Bronzen angeht, stärker scheitern, als es Europa die längste Zeit getan hat?

Auf seiner Veranda erzählt der Chief den Gästen zum Abschied noch eine Geschichte. Er habe einmal das Weltmuseum in Wien besucht. Hinter einer dicken Glasscheibe entdeckte er eine seiner Bronzen – genau dieselbe, die hier hinten in seiner Kammer steht. Er wollte ein Foto machen, dann seien aber zwei Security-Männer auf ihn zugegangen und hätten ihn ermahnt: «Keine Fotos!» Das sei doch verrückt, sagt der Chief. «Dass ich meine eigene Kunst nicht fotografieren darf.»